

Studien zur klassischen Philologie

Herausgegeben von Prof. Dr. Michael von Albrecht

Band 148



Peter Lang

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

GJ 8873

Marcus Valerius Martialis

**Epigrammaton
liber decimus
Das zehnte
Epigrammbuch**

Text, Übersetzung, Interpretationen

Mit einer Einleitung, Martial-Bibliographie
und einem rezeptionsgeschichtlichen Anhang
herausgegeben von Gregor Damschen
und Andreas Heil



Peter Lang

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.



ISSN 0172-1798
ISBN 3-631-52821-3

© Peter Lang GmbH
Europäischer Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2004
Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany 1 2 3 4 6 7

www.peterlang.de

h 7004-51477

Michael von Albrecht
praeceptor humanissimo

schlägt Martial so noch einmal einen Bogen zu jenem Epigrammbuch, das die Reihe der vom Autor selbst gezählten *libelli* eröffnet hatte.

ANDREAS HEIL

Literatur:

- L. Friedländer, M. Valerii Martialis Epigrammaton Libri, 2 Bde., Leipzig 1886, Ndr. Amsterdam 1967.
 G. W. M. Harrison, Martial 1. 41: Sulphur and Glass, CQ 37, 1987, 203-207.
 H. J. Leon, Sulphur for Broken Glass, TAPhA 72, 1941, 233-236.
 W. R. Smyth, Staius, *Silvae* 1.6.73-4 and Martial 1.41.3-5, CR 61, 1947, 46-47.
 W. Speyer, Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum. Ein Versuch ihrer Deutung, München 1971.
 M. L. West, Ancient Greek Music, Oxford 1992.

IV.

Qui legis Oedipoden caligantemque Thyesten,
 Colchidas et Scyllas, quid nisi monstra legis?
 Quid tibi raptus Hylas, quid Parthenopaeus et Attis,
 Quid tibi dormitor proderit Endymion?
 5 Exutusve puer pinnis labentibus? aut qui
 Odit amatrices Hermaphroditus aquas?
 Quid te vana iuvant miserae ludibria chartae?
 Hoc lege, quod possit dicere vita 'Meum est.'
 Non hic Centauros, non Gorgonas Harpyiasque
 10 Invenies: hominem pagina nostra sapit.
 Sed non vis, Mamurra, tuos cognoscere mores
 Nec te scire: legas Aetia Callimachi.

2 nisi] mihi *malit* Shackleton Bailey 1989

4. *Dichtungsziel: Selbsterkenntnis*

Der du von Oedipus liest und vom verblendeten Thyestes,
 Geschichten von Frauen wie der Kolcherin und wie Skylla, was liest du
 außer von Ungeheuern?
 Was wird dir der geraubte Hylas, was Parthenopaeus und Attis,
 was wird dir der schlafende Endymion nützen?
 5 Oder der seiner gleitenden Flügel beraubte Junge?
 Oder Hermaphroditus, der das verliebte Wasser hasst?
 Was erfreuen dich die leeren Gedankenspiele des nutzlosen Blatts?
 Lies doch das hier, von dem das Leben sagen kann: „Mein ist's!“
 Hier wirst du keine Kentauren, keine Gorgonen und Harpyien finden:
 10 Meine Dichtkunst schmeckt nach Mensch.
 Aber du, Mamurra, willst deinen Charakter nicht erkennen
 und nicht wissen, wer du bist: Du solltest lieber die *Aitia* des Kallimachos
 lesen!

Dichtungsziel: Selbsterkenntnis

Welche Lektüre soll man verschlingen? Martials Antwort im vierten Epigramm seines zehnten Buches ist eindeutig: seine Epigramme (8-9). Überraschend ist aber die Begründung, die der „Koch“ (→ INT 59) für seine Empfehlung gibt: Sie enthalten nur gesunde Naturprodukte (8) ohne eitle Spielereien (7) oder scheußliche Zusätze (9) und schmecken vor allem köstlich nach – Mensch (10). Das vierte Epigramm, ein Programmgedicht, liefert in Form einer Ermahnung an einen zunächst nicht genannten Gesprächspartner (erst im vorletzten Vers erfährt der Leser, dass nicht er selbst, sondern der schon aus Epigramm IX 59 bekannte Mamurra angesprochen ist) die philosophisch-poetologische Erklärung für diese Lektüreempfehlung. Martial verbindet in X 4 eine Dichterkritik mit einer Verteidigung seiner realitätsnahen, am Ziel der menschlichen Selbsterkenntnis ausgerichteten Epigrammatik. Das Gedicht eröffnet damit eine kleine Gruppe von philosophisch-poetologischen Epigrammen des zehnten Buches (X 33; X 47; X 59), in denen Martial auf die ethischen Ziele seiner Dichtkunst und seines Lebens reflektiert.

Martial nennt im ersten Vers seines Epigramms zwei Namen, die den gebildeten Leser sofort an die Titel zweier Tragödien Senecas erinnern haben dürften: den *Oedipus* und den *Thyestes*. Am Anfang des Gedichts wird der Tragödiendichter Seneca indirekt evoziert, am Ende der Philosoph: Wenn Martial das hinter seinem Dichtungsprogramm stehende philosophische Konzept erläutert, spielen Einsichten und stilistische Merkmale eine Rolle, die auf die philosophischen Werke Senecas zurückgehen. Das Epigramm beginnt mit einer Reihe von Fragen, die die auf mythische Themen eingeschränkte Lektüre des Adressaten kritisieren. Im ersten Distichon werden folgende Beispiele genannt: (1.) der Vatermörder und Mutterschänder Oedipus; (2.) Thyestes, der, ohne es zu wissen (wohl daher *caliganem*, „verblendet“: 1; oder „von Nacht umgeben“, weil sich nach seiner Tat der Himmel vor Entsetzen verfinsterte), seine eigenen Kinder verspeist; (3.) Erzählungen von Frauen wie der Zauberin Medea aus Kolchis (daher *Colchidas*: 2), die ihre eigenen Kinder schlachtet, sowie (4.) Geschichten von Skylla, die in Gestalt eines Meeresungeheuers Seeleute frisst (und/oder von Skylla, der Tochter des Königs Nisos von Megara, die ihren Vater tötet). Wer solches liest, so fragt Martial, liest der nicht nur (*nisi* → E 6) Geschichten von Ungeheuern (*monstra*: 2)? Da nur die eine Skylla ihrer äußeren Gestalt nach ein „Ungeheuer“ ist, wird sich der Ausdruck *monstra* auf die Ungeheuerlichkeit der von diesen Figuren begangenen Morde und kannibalischen Handlungen beziehen. Die ersten beiden Verse nennen also eine Gruppe von Mördern. Die vier Gestalten sind kunstvoll gruppiert: Horizontal stehen zwei Männer, die ohne

Vorsatz getötet haben, zwei Frauen, die mit Absicht gemordet haben, gegenüber, über Kreuz zwei Mörder ihrer Erzeuger (Oedipus, Skylla) zwei Mördern ihrer Kinder (Thyestes, Medea), vertikal schließlich zwei Männer zwei Frauen (vgl. SERGI, 56-57). Ihre ungeheuerlich grausamen Taten können sicherlich niemanden erfreuen und niemandem nützen. Dichtung soll aber nützen oder erfreuen (vgl. Horaz, ars 333: *aut prodesse volunt aut delectare poetae*).

Der angesprochene Leser könnte Martial missverstanden haben und glauben, Martial wolle behaupten, dass er *nur* Ungeheuerliches lese, und einwenden: „Aber ich lese doch auch Mythen von schönen Männern wie Hylas und Parthenopaeus! Kann diese Lektüre nicht jemanden erfreuen?“ In einem zweiten Frageanlauf prüft Martial deshalb die Gruppe der jungen Männer im Mythos, die keine *monstra* sind. Alle diese mythologischen Themen waren den Zeitgenossen Martials durch zahlreiche Werke der Dichtung bestens bekannt, vor allem durch die *Metamorphosen* Ovids. Martial fragt, was dem Leser die Berichte von dem von Quellnymphen geraubten Hylas (dem Freund des Herakles), von Parthenopaeus (der als einer der Sieben gegen Theben im Kampf fiel), von Attis (dem Geliebten der Kybele, der sich in Raserei entmannte), vom schlafenden Endymion (der von seiner Geliebten Selene durch einen Kuss für immer in diesen Zustand versetzt wurde), von dem seiner gleitenden Flügel beraubten Jungen (sc. Ikarus, der zu Tode stürzte, als sich das Wachs seiner Flügel, mit denen er von Kreta fliehen wollte, verflüssigte, weil er im Flug der Sonne zu nah kam) und von Hermaphroditus, der das verliebte Wasser (sc. die Quellnymphe Salmakis) hasst (betontes Oxymoron *odit amatrices... aquas*: 6), nützen können (*proderit*: 4). Die Antwort ist klar: Diese Formen der Dichtung nützen nichts. Aber sie erfreuen auch nicht. Denn sie sind bloße Fiktionen, sinnleere Gedankenspiele (*quid te vana iuvant miserae ludibria chartae?*: 7). Unter den Gesichtspunkten des Erfreuens und Nützens sind Tragödien und mythische Epen also zurückzuweisen.

In welchem genaueren Sinne sind die geschilderten Gegenstände der Tragödie und des mythischen Epos aber „leer“ (*vana*), warum können sie nichts nützen? In den folgenden Versen 8-10 gibt Martial darauf eine indirekte Antwort, wenn er zwei positive Eigenschaften seiner eigenen Form der Dichtung herausstellt. Seine eigene (*hoc*: 8; *hic*: 9) Epigrammatik ist zum einen realitätsnah: Sie präsentiert das Leben so, wie es tatsächlich ist und nicht, wie es sein könnte. Sie ist so lebensnah, dass sogar das Leben selbst (damit ist nicht notwendigerweise nur das Leben in Rom gemeint) ausrufen könnte: „Das ist ein Teil von mir“ (*hoc lege, quod possit dicere vita, Meum est.*: 8). Zum anderen werden in Martials Epigrammen nicht unnatürliche, „halbe“ Menschen behandelt – hier nennt Martial nun „richtige“ *monstra* (9-10): Kentauren (halb Mann, halb Pferd), Gorgonen (teils Frau, teils Schlange) und Harpyien (halb Frau, halb Vogel) –, sondern echte, „ganze“ Menschen. Martial verwendet dabei eine Seneca entlehnte philo-

sophische Metapher aus dem Bereich des Essens, die mit der Doppelbedeutung von *sapere* spielt: Seine Dichtung *schmeckt* nach Mensch (*hominem pagina nostra sapit*: 10; zur Nahrungsmetapher vgl. X 45; X 59). Was man genau kennenlernen und wissen (*sapere*) will, muss man nach Seneca gleichsam verschlingen, verdauen und dann ganz in sich aufnehmen (ep. 84, 1-7). Die Tragödie und mythische Epik sind nun in einem Sinne „leer“ (*vana*), als sie „Erlogenes“, nicht die wahre Realität, sondern Gedankenspiele darstellen. In einem anderen Sinne sind sie „leer“, als sie „menschenleer“ sind, weil sie keine echten Menschen präsentieren. Sie können nicht nützen, weil sie dem Menschen in seiner ethischen Entwicklung nicht weiterhelfen. Anders die Epigramme Martials: Sie nützen, weil sie dem Leser die Möglichkeit zur Selbsterkenntnis bieten (*te scire*: 12). Nur wer sich als Mensch ohne Beschönigungen mit sich selbst und seinem eigenen tatsächlichen Charakter auseinandersetzt, kann sich selbst erkennen (*tuos cognoscere mores*: 11). Wer Martials Epigramme liest, darf wie das Leben selbst sagen: „Das bin ich.“ Das ist das eigentliche philosophische Ziel der Epigramme Martials.

Martials Dichterkritik (vgl. dazu MUTH, DAMS, SZELEST, WALTER) orientiert sich der Sache nach an Platon (vgl. Phaedr. 229d-230a). Aber Martials eigene Form der Poesie, die Epigrammatik, unterliegt – wie seiner Meinung nach auch das historische Epos eines Lucan (vgl. I 61, 7; VII 21, 22; VII 23; X 64; XIV 194) oder eines Silius (vgl. IV 14; VI 64, 10; VII 63; VIII 66; IX 86; XI 48, 50) – dieser Kritik nicht. Denn seine Epigramme zeigen das Leben und den lebenden Menschen (vgl. I 1, 11: *lasciva verborum veritas, id est epigrammaton linguam*; VIII 3, 20: *agnoscat mores vita legatque suos*). Martial hält dem Leser den Spiegel vor. Er zeigt ihm typisierte Charaktereigenschaften, ohne dabei einzelne Personen verletzen zu wollen: *parcere personis, dicere de vitiis* (X 33, 10).

Nur ein charakterstarker Leser hält diesen ‚Blick in den Spiegel‘ aus. Ist der schließlich in Vers 11 mit Namen angesprochene Mamurra so ein Mensch? Der Name ‚Mamurra‘ evoziert für den gebildeten Leser den in vielen Hinsichten monströsen Caesarfreund (vgl. Catull 115, 8: *non homo, sed vero mentula magna minax*). Aus Martials IX 59 wissen wir zudem, dass der dort genannte Mamurra ein armer Aufschneider ist, der sich für einen anderen ausgibt, als er selbst ist. Er will nicht seinen eigenen Charakter kennen (*sed non vis, Mamurra, tuos cognoscere mores*: 11) und auch nicht wissen, wer er wirklich ist (*nec te scire*: 12). Deshalb rät ihm Martial ironisch, er solle doch lieber die *Aitia* des Kallimachos lesen (*legas Aetia Callimachi*: 12). Was soll diese Aufforderung? Ihre Ironie wäre blass, wenn sie nur auf den Gegensatz von umfangreicher alexandrinischer Dichtung und kurzer Epigrammatik hinweisen wollte. Der Titel des Werkes, „Ursachen“, müsste doch eigentlich der Forderung Platons im *Phaidros* (229d-230a) und auch der Martials, sich selbst zu erkennen, also seine

eigenen ‚Gründe‘ zu erkennen, entgegenkommen. Allerdings nur auf den ersten Blick. Es scheinen zwei Momente zu sein, auf die Martial hinweisen möchte: (1.) Kallimachos schildert in seinem umfangreichen Werk zwar Ursachen, aber es handelt sich gerade nicht um wahre, sondern wiederum um *mythische* Ursachen. (2.) Die Gegenstände, deren Ursprünge und Gründe in den *Aitia* erklärt werden, sind Namen, Bräuche, Kulte und Werke der Kunst, aber eben nicht wirkliche Menschen. Kallimachos' Werk ist demnach eine ‚Mogelpackung‘, die nur scheinbar der Selbsterkenntnis der ‚Mogelpackung‘ Mamurra dienen kann, aber gerade deshalb gut zu Mamurra passt. Denn sie dient ihm vielleicht doch wenigstens zu *seiner* Selbsterkenntnis: Wer ausschließlich von Monstren liest und das angenehm und nützlich findet, ist eben selbst schon eines.

GREGOR DAMSCHEN

Literatur:

- P. Dams, Dichtungskritik bei nachaugusteischen Dichtern, Diss. Marburg 1970, 175-210.
 R. Muth, Martials ludus poeticus und die Dichtungskritik bei nachaugusteischen Dichtern, in: Serta philologica Aenipontana III, Innsbruck 1979, 215-219.
 E. Sergi, Marziale ed i temi mitologici nella poesia epica e tragica dell'età argentea (Ep. 10,4), GIF 41, 1989, 53-64.
 H. Szelest, Martials Ansichten über frühere und zeitgenössische Dichtung, in: Prinzipat und Kultur im 1. und 2. Jahrhundert. Wissenschaftliche Tagung der Friedrich-Schiller-Universität Jena und der Iwane-Dshawachischwili-Universität Tbilissi 27.-30. Oktober 1992 in Jena, hrsg. von B. Kühnert et al., Bonn 1995, 203-209.
 U. Walter, Hrsg., M. Valerius Martialis: Epigramme, Paderborn 1996, 216-220 und Appendix 1.